

ERICH HAMMER



DOCH DU
BIST BEI MIR

ERICH HAMMER

**DU BIST
BEI MIR**

Daniel 

Zuallererst meiner geliebten und
sehr schwer behinderten Frau gewidmet;
dann unseren Kindern, Enkelkindern und Urenkeln.
Möge diese Niederschrift ihnen ein Ansporn sein,
den Glauben nach Hebräer 13,7 nachzuahmen.

1. Auflage 2011
© Daniel-Verlag 2011
Lychener Str. 7, OT Retzow
17279 Lychen
www.daniel-verlag.de

Bearbeitung: Werner Mücher
Satz: Daniel-Verlag
Umschlaggestaltung: Daniel-Verlag

INHALT

Vorwort	7
1. Das Vorbild der Schwiegermutter	8
2. Endlich mein!	12
3. Verzicht aus Liebe	15
4. In tiefen Wassern	18
5. Brautzeit	21
6. Hochzeit	24
7. Rose	27
8. Stöcke roden	30
9. In seiner Hand	34
10. Geburtstag	37
11. Das andere Rentnerdasein	39
12. Alles dient zum Besten	42
13. Erneuter Schmerz	44
14. Tränen und Quellenort	46
15. „Bergmannstrost!“	49
16. Sechzig Jahre?	52
17. Herr, ist es nun genug?	55
18. Hat der Herr vergessen, gnädig zu sein?	57
19. Demenz	60
20. Sei guten Mutes	63
21. Nichts am Hut mit Gott	65
22. Die Trauerfeier	68
23. Es ist nichts so fein gesponnen	71
24. Anders als unsere Wege	74
25. Wenn der Wille Gottes es will	77
26. Pulsnitz	80
27. Was bleibt bestehen?	83
28. Zwei Hunde	85
29. Zum Quellenort	87
30. Eine tüchtige Frau	90

VORWORT

Mit meinem letzten Buch *Das Ziel vor Augen* meinte ich schon, meinen Schreibstift aus Altersgründen zur Seite legen zu sollen. Doch immer wieder gibt es Interesse an diesem Erlebnisband, und ich werde gefragt, wann der nächste Band erscheint. So habe ich weiterhin das, was der Erinnerung wert ist, zu Papier gebracht. Es ist mein Wunsch, dass das eine und andere der nachfolgenden Generation zum Ansporn dient.

Dabei will ich so manche Not und Prüfung nicht verschweigen. Heute geht ja eher der Trend dahin, Leid auszublenden und nur die Freude am Herrn zu propagieren. Doch das Leben eines Gläubigen sieht oft ganz anders aus. Wir werden von den Leiden der Jetztzeit nicht verschont. Und gerade darin kann man die Nähe und die Hilfe unseres Herrn erfahren. Oft benutzt der Herr die Tränen der Seinen, damit trockene Herzensböden zu sprießen und zu grünen beginnen. Gerade wenn wir im Leid die Freude an unserem Herrn und Heiland erleben, kann Er uns schenken, was die Freude der Welt uns nicht geben kann. Mögen die folgenden Berichte dazu ermutigen.

Auch dieser kleine Erlebnisband könnte nicht herauskommen, wenn die Geschwister Werner und Gudrun Mücher das Manuskript nicht bearbeitet hätten. Ihnen gilt an dieser Stelle mein herzlicher Dank.

Wir schauen zurück auf unser Erdenleben.
Es fand Erfüllung, hat viel Schönes uns gegeben.
Doch gab's für uns auch manche raue Wege,
uns unbegreiflich harte Schicksalsschläge.

Tränen der Not gab es, in tiefem Herzeleid.
Doch weinten wir sie stets dann nur zu zweit.
Der gute Hirte hat viel Trost gegeben
und ließ uns seine Nähe immer neu erleben.

Und war es um uns wie ein Tränental,
Er gab uns seinen Frieden jedes Mal.
Da wurde stets, trotz Not und Tränen dort,
es fruchtbar, ja zum wahren Quellenort.

Wir sahen gute Früchte reifend sprießen
und konnten davon viele dankbar froh genießen.
Die Blätter hier sind Zeuge mancher Not,
auch Zeuge der Barmherzigkeit von Gott.

Nicht wichtig ist geschildertes Gescheh'n;
nein, wichtig ist, auf Ihn, den Herrn, zu seh'n.
Mag Er dann führen, wie Er irgend will.
Er segnet selbst im Leid und macht ganz still.

1. DAS VORBILD DER SCHWIEGERMUTTER

Schade, dass ich meine Schwiegermutter nicht mehr richtig kennenlernen konnte. Wenn andere später von ihr sprachen, hörte ich nur Gutes über sie. Gern erzählte auch meine Frau all das, was sie mit ihr erlebt hatte. Da möchte ich ihr ein kleines Denkmal setzen. Sie erblickte am 9. Juli 1883 das Licht der Welt. Als junges Mädchen hat sie wohl kaum gedacht, dass sie einmal den elf Jahre älteren jungen Mann, der im Nebenhaus wohnte, heiraten würde. Sowohl sie selbst als auch ihre Eltern hatten ein gutes nachbarschaftliches Verhältnis zu ihm und seinen Eltern.

Dieser Nachbarjunge heiratete eines Tages ein Mädchen aus dem anderen Nachbarhaus. Ihnen wurden nacheinander drei Kinder

geboren. Nach der Geburt des dritten Kindes, eines Sohnes, kam die junge Frau aber nicht mehr zu Kräften. Sie siechte langsam dahin. Eines Tages stand der Vater mit seinen drei Kindern allein da. Recht und schlecht versuchte er mit der Hilfe von Verwandten die erforderlichen Arbeiten zu erledigen. Außerdem musste er sich sein Brot mit harter Arbeit im Kohlschacht verdienen. Alle rieten ihm, doch wieder zu heiraten. Wer aber würde einen Witwer mit drei Kindern heiraten? Was mag er in dieser Zeit wohl alles gedacht haben?

Da kam ihm der oft zitierte Spruch in den Sinn: „Warum in die Ferne schweifen, wenn das Gute liegt so nah?“ Als er eines Tages von der Arbeit nach Hause kam und merkte, dass der Nachbar sich im Schuppen aufhielt, ging er klopfenden Herzens zu ihm. Der Nachbar war gerade damit beschäftigt, an einem Heurechen ein paar abgebrochene Zehen neu einzusetzen. Ohne sich lange mit der Vorrede aufzuhalten, stellte er ihm die Frage, ob er wohl seine Rosa bekommen dürfe.

Da der Mann schwerhörig war, meinte er: „Dort hängt sie, kannst sie schon haben!“ Er hatte statt „Rosa“ Roda (die Rodehacke) verstanden. Der Witwer wiederholte seine Frage. Nun verstand der Nachbar ihn. Dieser antwortete: „Ja, da musst du sie schon selbst fragen. Ich habe nichts dagegen einzuwenden.“

Was sollte das erst zweiundzwanzig Jahre alte Mädchen dazu sagen, die Frau des Nachbarn, eines Witwers, und Mutter von drei kleinen Kindern zu werden? Sie gab ihm ihr Jawort. Die beiden führten eine gute Ehe, aus der viel Segen hervorkam. Auch der Kinderseggen ging weiter. Sieben weitere Kinder kamen zu den dreien hinzu. Als Mutter Rosa vierzig Jahre alt war, wurde das letzte von ihnen geboren, das Nesthäkchen.

Damit die große Familie ihr Auskommen hatte, begann Rosa neben ihren vielen häuslichen Arbeiten einen Handel mit Butter. In großen Fässern wurde die Butter angeliefert und dann in der sogenannten Butterstube gesalzen und geformt. Dann zog sie mit

einem umgebauten Kinderwagen, dem „Rosa-Dampfer“ von Haus zu Haus. Das brachte ihr den Namen „Butter-Rosa“ ein; unter diesem Namen war sie dann allgemein bekannt. Bei ihren Touren versuchte sie immer wieder, ihren Herrn und Heiland zu bezeugen. Es war noch nicht lange her, dass die Versammlung hier entstanden war. Manche im Dorf verglichen sie mit der tüchtigen Frau aus Sprüche 31. Sie tat ihre Arbeit immer mit strahlendem Gesicht.

Als sie die Fünfzig überschritten hatte, wurden ihre Schritte langsamer. Sie fühlte sich schwach und alt. Den Arzt suchte man nur dann auf, wenn man den Kopf schon unter dem Arm trug. So schleppte sie sich lange Zeit hin. Einige ihrer Kinder waren inzwischen verheiratet und somit außer Haus. Zwei ihrer Söhne waren zur Armee eingezogen, und einer war mit fünfzehn Jahren mit dem Fahrrad tödlich verunglückt. War das einer der Gründe für ihre Erkrankung?

Nun lag viel auf den Schultern ihrer jüngsten Tochter. Sie suchte der Mutter so viel wie möglich an Arbeit abzunehmen. Immer wieder wurde der Mutter geraten, doch einmal den Hausarzt zu konsultieren. Endlich überwand sie sich. Eine Ärztin versuchte eine Diagnose zu stellen. Vielleicht ahnte sie den Grund der Krankheit. Sie überwies die Mutter zu einem Spezialisten nach Zwickau. Eine ihrer Töchter fuhr zusammen mit ihr im Bus dorthin.

Was der Arzt dort alles mit ihr anstellte! Er entnahm ihr mehrere Ampullen Blut. Urin, Herz und vieles mehr wurde unter die Lupe genommen. Am Ende sagte er ihr unumwunden, dass sie an Krebs erkrankt sei. Wie mag sie sich da erschrocken haben. Ein Nachbar war schon länger an Krebs erkrankt. Seine Schmerzensschreie konnte man bei offenem Fenster auf der Straße hören. Stand ihr das nun ebenfalls bevor? Da richtete sie ihren Blick nach oben: „Herr, ich bin in Deiner Hand! Lass mir auch dies zum Besten dienen; gib mir bitte die Kraft, auch jetzt ein Zeugnis zu sein.“ Als der Arzt ihr einige Behandlungsmethoden empfahl,

lehnte sie ab. Sie bezeugte ihm, dass sie sich in der Hand des Herrn Jesus wüsste, und Er würde ihr nicht mehr auferlegen, als sie ertragen könnte. Der Arzt riet ihr, sie solle sich das in Ruhe überlegen. Und so wurde sie entlassen.

Die Tochter, die im Warteraum ausgeharrt hatte, wollte natürlich gleich das Ergebnis der Untersuchung wissen. „Ich werde euch das Ergebnis sagen, wenn wir heimgekommen sind“, meinte sie. Auf dem Heimweg aber bohrte die Tochter so lange, bis sie endlich wusste, was der Arzt festgestellt hatte. Wenn von dieser Zeit an jemand die Mutter besuchte, sagte sie immer, dass sie auf dem Weg zum Himmel sei. Die Ärztin, die sie überwiesen hatte, kam drei Tage später zum Hausbesuch. Die Mutter erklärte der Ärztin: „Frau Doktor, nun will ich Ihnen sagen, was mir fehlt. Ich habe Krebs, und damit ist der Weg zum Himmel für mich angetreten!“ Da blieb der Ärztin der Mund offen stehen: „Ich bewundere Ihr Gottvertrauen!“, äußerte sie. „Ich werde alles in meiner Macht Stehende tun, um Ihnen dabei zu helfen!“ Darauf sagte die Mutter: „Ich danke ihnen! Ich sehe Sie als Handlanger meines Gottes!“

Nun folgte eine lange Leidenszeit. Die letzten zwei Jahre verbrachte sie meist im Bett. Die Tochter war nun Hauswirtschafterin und Krankenpflegerin zugleich. Zusätzlich arbeitete sie jeden Tag in einer Fabrik. Der Herr gab ihr die nötige Kraft und Gnade dazu. Wenn Besucher kamen, um der Mutter Trost und Zuspruch zu geben, bezeugten sie immer wieder, dass sie getröstet von diesem Krankenlager weggegangen seien. Als die Mutter neunundfünfzig Jahre alt war, rief der Herr sie zu sich in seine Herrlichkeit. Die Beerdigung war ein herrliches Zeugnis der Gnade, Liebe und Barmherzigkeit des Herrn, die sich im Leben der Heimgegangenen gezeigt hatte. Ihre zehn Kinder wurden durch ihren Dienst und durch ihre Gebete für sie alle zum Herrn Jesus geführt. Die Schmerzen in ihrer Krankheit, die anderen unerträglich erschienen, konnte sie geduldig tragen. Der Herr half ihr dabei. Sollte diesem Herrn, dem sie zu dienen gesucht hatte, dafür nicht Ehre und Dank zuteilwerden?

2. ENDLICH MEIN!

Als ich sie zum ersten Mal sah, schlug mein Herz schneller. Ich musste ein zweites Mal hinschauen: Das war der Typ, den ich mir als Partnerin für das Leben vorstellte. So leuchtende Augen! Und schlank wie eine Tanne! Einige Kinder umringten sie. Mit welcher hingebender Liebe betreute sie diese Kinder! Ich überlegte, welcher Name wohl zu ihr passte. Wie alt mochte sie sein? Schade, dass sie schwarzes Haar hatte, ohne es gefärbt zu haben. Mein Schwarm war ja blond. Als sie merkte, dass ich sie beobachtete, zog sie sich mit den vier Kindern zurück. Die Kinder gehorchten ihr aufs Wort.

Einige Zeit später sah ich sie wieder. Ich war mit zwei anderen Jungen mit dem Fahrrad zur dortigen Versammlung gefahren, weil ein anderes Mädchel uns eingeladen hatte. Sie hatte zusammen mit anderen bei der großen Sonntagsschule gehalten. Die Brüder, die die Sonntagsschule gehalten hatten, waren alle zur Armee einberufen worden. Nun mussten junge Frauen und Mädchen diese Aufgabe übernehmen. Sie machten das offensichtlich gut und auch gern. Wir Jungen waren sehr davon angetan, wie die Geschwister so völlig formlos dort am Ort als Versammlung zusammenkamen. So etwas hatten wir noch nie erlebt. Da war niemand, der Regie führte. Als wir danach einige Jugendliche fragten, ob die Stunden immer so abliefen und ob es nicht manchmal Pannen gebe, schüttelten sie den Kopf. Sie würden sich darauf verlassen, dass der Geist Gottes alles leitete; da gäbe es keinen Mangel.

Sie luden uns drei Jungen ein, noch ein paar Spiele mit ihnen zu machen. Wir spielten in dem Garten, der an das Grundstück des Hauses grenzte, wo die wohnte, deren Name ich noch nicht zu erfragen gewagt hatte. Dort spielten wir Drittenabschlagen und Blindekuh. Sie war zwar ebenfalls eingeladen worden, war jedoch nicht gekommen. Wie schade! Plötzlich sah ich sie, wie sie aus dem Fenster der ersten Etage des Nachbarhauses schaute. Ihre Nichten, die mit uns zusammen spielten, hatten sie eben-

falls gesehen und riefen: „Ruth, Ruth! Komm und spiele mit uns!“ Das Fenster schloss sich schnell wieder – sie war verschwunden. Ob sie wohl kommen würde? Nein, ich sah sie an diesem Tag nicht mehr.

„Wie eine uneinnehmbare Festung“, dachte ich. Es reizte mich umso mehr, gerade solch eine Festung einzunehmen. Sie lief jedenfalls den jungen Männern nicht nach, die damals so rar geworden waren. Schließlich wurde ich ebenfalls eingezogen. Darüber verging ein ganzes Jahr. Nun bekam ich meinen ersten Urlaub. Unsere Jugendgruppe verabredete sich, an einem der Sonntage die Jugend in Thierfeld zu besuchen. Das war ein Weg von fünfzehn Kilometern; doch was ist das schon für junge Leute, die gern etwas unternehmen. Die Züge fuhren zu der Zeit sehr unregelmäßig. Wir hatten uns vorgenommen, abends mit der Bahn wieder nach Hause zu fahren. Ach, war das wieder ein schöner Nachmittag. Diesmal war die von mir heimlich Verehrte mit von der Partie. Sie war sogar dabei, als uns zwei andere Mädchen bis zum Bahnhof brachten, der drei Kilometer entfernt war.

Am Bahnhof hörten wir, dass an diesem Tag kein Zug mehr fahren würde. Was für eine Enttäuschung! Da mussten wir uns auf Schusters Rappen auf den Heimweg begeben. Allerdings mussten wir die drei Kilometer zusätzlich gehen. Die Thierfelder Mädels wollten uns sogar noch ein Stück begleiten.

Bei angeregten Gesprächen liefen sie mehr als zehn Kilometer mit uns, bis wir die ersten Häuser unseres Heimatortes erreichten. Meine jüngste Schwester jammerte die ganze Strecke, weil sie sich Blasen an den Füßen gelaufen hatte. Es begann bereits dunkel zu werden, als sich die Thierfelder verabschiedeten. Sollten diese Mädels nun unbeschützt in der Dunkelheit Gefahren ausgesetzt sein? Nein, das konnte und wollte ich nicht zulassen. Ich bot mich an, sie ein Stück zurückzubegleiten. Da ging meine jüngste Schwester aber hoch. Sie meinte, ich hätte wohl nicht mehr alle Tassen im Schrank.

Es war mir nicht bewusst, dass ich nach dem Bibelzitat handelte: „Die Liebe erträgt alles.“ Ich brachte die Mädchen bis vor ihre Haustür; inzwischen war es fast Mitternacht. Sie luden mich ein, auf einem Sofa zu übernachten. Ich könnte dann am nächsten Tag vielleicht mit der Bahn nach Hause fahren. Das ließ jedoch mein männlicher Stolz nicht zu. Ich machte mich auf den Heimweg. Ich kam nur sehr schleppend voran. Zuletzt taten die Beine nur noch mechanisch ihren Dienst.

Die Frage, die mir auf dem Herzen brannte, war ich in dieser Nacht nicht losgeworden. Der Urlaub näherte sich immer mehr seinem Ende. Sicher würde es auch sie interessieren, ob ich in dieser Nacht gut heimgekommen war. War es nicht das Beste, dass ich aufs Fahrrad stieg, um ihr die gute Nachricht zu bringen? Dass ich es tatsächlich fertigbrachte, bei ihr anzuklopfen und nicht an der Tür des Nachbarhauses, ist mir heute noch ein Wunder. Ihre Mutter lebte nicht mehr, sie war bereits heimgegangen, und ihr Vater war wohl zur Brüderstunde gegangen. Ich sehe sie noch am Kachelofen sitzen. Das Gespräch kam zuerst nicht in Gang. Als es aber lebendiger wurde, kam eine Nichte aus dem Nachbarhaus: „Ruth, du musst schnell mal kommen, bei der Großmutter ist der Bruch ausgetreten. Wir bekommen ihn nicht wieder in die alte Lage zurück. Sie hat tüchtige Schmerzen!“ Ruth war Schwester beim Roten Kreuz. Natürlich war sie bereit zu helfen. Ich wartete und wartete. Da hörte ich das Krankenauto. Die Großmutter wurde abgeholt, und Ruth fuhr als Begeleiterin mit. Die gute Chance war vorüber. Schade! So würde nun auch der Urlaub enden, und ich hatte keine Klarheit, wie sie mein Werben aufnehmen würde.

Inzwischen war es der 10. Februar. Am 13. endete mein Urlaub. Also musste ich noch einen Versuch wagen. Was mag nur ihr Vater gedacht haben, als ich schon wieder aufkreuzte? Wie würde er überhaupt eine Verbindung beurteilen, weil ich ja aus einem ganz anderen Gemeindeumfeld kam? Als ich ankam, ließ sie ihre Arbeit an einem Berg Wäsche liegen und nahm sich Zeit für mich. Da würde sie sicher bis spät in die Nacht nachholen müs-

sen, was jetzt liegenblieb. Deshalb wollte ich sie auch nicht lange aufhalten. Ich meinte schon, dass ich bei ihr Zuneigung zu mir erkennen konnte, oder war es nur Mitleid mit einem Soldaten, der wieder in eine ungewisse Zukunft aufbrechen musste?

Ich machte mich wieder auf, um nach Hause zu fahren. Ein steiler Berg führte zur Landstraße. Diesen Berg konnte ich nicht hinauffahren, sondern musste zu Fuß gehen und das Rad schieben. Sie ging dies Stück des Weges mit. Wie sollte ich ihr nur sagen, was ich für sie empfand? Als wir uns voneinander verabschiedeten, fragte ich sie, ob wir noch zusammen beten könnten. Wir wurden vor unserem Herrn stille und schütteten unsere Herzen vor Ihm aus. Nach dem „Amen“ gab es keine Hürde mehr für mich, sie um ihr „Ja“ zu fragen. Ich bekam jedoch nicht das erwartete „Ja“, sondern sie bekannte mir, dass sie ihren Herrn gebeten habe, wenn Er ihr einen Partner fürs Leben schenken wolle, nur einen für sie auszuwählen, der Ihm mit ungeteiltem Herzen dienen würde. War ich dazu bereit? Ich antwortete mit einem frohen „Ja“. Da fanden sich zum ersten Mal unsere Lippen ganz schüchtern zu einem ersten Kuss.

Darüber sind nun über 66 Jahre vergangen. Wie viel Not und Anfechtung hat es in dieser langen Zeit gegeben! Wir haben aber gemeinsam versucht, unserem Herrn zu dienen, jeder in der Stellung, in die Gott ihn gestellt hat. Welch eine Fülle an Glück und Freude hat der Herr uns bis heute geschenkt!

3. VERZICHT AUS LIEBE

Ruth hatte in einem nicht ganz kleinen Textilbetrieb ihre Lehre gemacht und wurde nach der Lehre übernommen. Arbeit gab es da genug. Weil viele junge Männer zum Wehrdienst eingezogen worden waren, mussten Frauen deren Platz ausfüllen. Freilich hätte sie schon als Siebzehnjährige zu Hause genügend Arbeit gehabt. Die Mutter lag krank im Pflegebett und musste versorgt

werden. In der Mittagspause bestieg Ruth schnell das Fahrrad und fuhr nach Hause. Sie musste die Mutter windeln, Wäsche einweichen, der Mutter das Essen zubereiten. Oft hatte sie kaum Zeit, selbst etwas zu essen.

Doch dann ging die Mutter heim. Ob jetzt eine Zeit der Ruhe für sie kommen würde? Da wurde der Vater krank. Es stellte sich heraus, dass er an derselben Krankheit litt wie seine heimgegangene Frau, nämlich an Krebs. Zu der Zeit siedelte ihre Schwester, die ausgebombt war, wieder ins Elternhaus über. Als sie kam, stand sie kurz vor der Entbindung ihres dritten Kindes. Da wurde die jüngste Schwester wieder voll und ganz gefordert. Nein, sie schaffte all die anfallende Arbeit nicht mehr, auch wenn sie halbe Nächte lang wusch, bügelte und nähte. Der Mann der Schwester, der kurz vor Kriegsende noch eingezogen wurde, stellte darum den Antrag, dass sie vorübergehend aus dem Arbeitsverhältnis befreit würde. Die Behörden gaben dem statt. Doch eine Entlohnung gab es für das unermüdliche Bemühen von Ruth nicht.

Sie alle lebten von der kargen Rente des Vaters und von dem, was der Schwager ihnen zukommen ließ. Da war Schmalhans Küchenmeister im Haus. Die beiden kleinen Kinder hatten Hunger. Die schwangere Schwester sollte keinen Mangel leiden. Und der Vater, der nun beständig zu Bett lag, sollte ebenfalls das bekommen, was er brauchte. Da blieb für Ruth, die unermüdlich schaffte, oft nur ein bisschen trockenes Brot übrig. Sie bettelte hin und wieder bei Landwirten in der Nähe um einige Kartoffeln. Manchmal hatte sie damit Erfolg, meist jedoch wurde sie abgewiesen.

Schließlich traf auch noch die Nachricht ein, dass ihr Schwager in den letzten Kriegstagen umgekommen sei. Dieser Schock führte bei der Schwangeren zu den Wehen. Es gab eine sehr schwere Geburt, zu der der Arzt ins Haus geholt werden musste. Der stramme Junge wog fast fünf Kilo. Die Wöchnerin jedoch hatte alle Kraft verloren. Sie war nervlich völlig am Boden. Wie gut,

dass es helfende Hände im Haus gab, die die Not etwas lindern konnten. Der kranke Vater nahm immer mehr ab.

Die Helferin hätte so gern etwas hinzuverdient, um die finanzielle Situation aufzubessern. Doch der Vater, die kranke Schwester und die drei kleinen Kinder brauchten sie den ganzen Tag. Für die Halbwaisen gab es jetzt 56 Mark Rente, dazu kam die karge Rente des Vaters. Er merkte zunehmend, dass die Zeit seines Abscheidens nahe gekommen war.

Eines Abends rief er die Tochter an sein Bett und sagte ihr, dass er bald zu seinem Herrn gehen würde. Er nahm ihre Hand in die seine und sagte nach einer längeren Pause: „Weißt du, meine liebe Ruth, ich mache mir Sorgen wegen deiner Schwester. Was soll nur aus ihr und den drei Kindern werden? Du bist die Einzige, die ihnen beistehen kann. Kannst du es nicht als deine Lebensaufgabe ansehen, deiner Schwester zu helfen und den Kindern eine Mutter zu sein?“

Dann schwieg er. Da schoss ihr durch den Kopf: „Was bedeutet das im Blick auf meine Ehe? Wird mein Geliebter damit einverstanden sein?“ Sie sagte kein Wort dazu. Der Vater fragte erneut: „Findest du wohl ein Ja dazu?“ Sie hätte gern zuerst darüber gebetet. Doch sie merkte, dass es für den Vater eine große Befreiung wäre, ein Ja von ihr zu hören. So gab sie ihm das Versprechen, die Sorge für sie alle zu übernehmen. Ob ihr wohl so recht klar war, was dieses Opfer für sie bedeuten würde? Da war an die Ausübung ihres Berufes und ans Geldverdienen nicht mehr zu denken. Wie würde es mit der ersehnten Ehe werden? Dem Vater fiel eine Last vom Herzen. Wenige Tage später schlief er friedlich ein. Am Ostersonntag 1946 wurde er unter großer Beteiligung beerdigt. Doch das betraf nur seinen Leib, denn die Persönlichkeit des Vaters hatte ihr Glaubensziel erreicht und er war bei seinem Herrn.

Das Leben ging weiter. Die Zurückgebliebenen mussten mit größter Armut kämpfen. Wenn nicht ihre leiblichen Geschwis-

ter und die Glaubensgeschwister ihr immer wieder einmal etwas zugesteckt hätten ... Sie hatte ein bisschen Geld auf dem Sparkonto. Das war für die Hochzeit bestimmt und sollte nicht angetastet werden. Doch dann gab es in der neugegründeten DDR eine Währungsreform. Da ging auch diese irdische Stütze noch verloren. So sah sie dem Ende der Gefangenschaft ihres Geliebten entgegen. Sie hatte keinen Mut gehabt, ihm von dem Versprechen zu schreiben, das sie ihrem Vater gegeben hatte. Sie legte es im Gebet immer wieder ihrem Herrn vor. Sie hatte ja im Dienst an anderen ihr Leben Ihm zum Opfer gebracht. Würde Er sie dabei beschämen?

4. IN TIEFEN WASSERN

Post bekam man als Gefangener nicht oft. Wenn aber ein Zeichen der Liebe aus der Heimat eintraf, schlug das Herz immer höher, besonders wenn ich ihren Absender darauf entdeckte. Kurz nach dem Osterfest 1946, nach der Arbeit im Steinbruch, gab es wieder die erhöhten Herzschläge. Dann kamen mir beim Lesen die Tränen. Nun war auch der Vater, so wie ihre Mutter vor vier Jahren, durch ein schweres Krebsleiden heimgerufen worden. Eigentlich war es eine Entlastung für sie als jüngste Tochter, da nun die schwere Pflege beendet war. Wie fürsorglich und liebevoll hatte sie den Vater umsorgt. Doch jetzt war sie allein für ihre kranke Schwester und deren drei Kinder verantwortlich. Jetzt fehlte die bescheidene Rente des Vaters. Das alles stand in diesem Brief. Allerdings verschwieg sie, dass sie ihrem Vater das Versprechen gegeben hatte, die Sorgepflicht für ihre Schwester und die drei Halbweisen zu übernehmen.

Der Brief brachte die tiefe Trauer und Not zum Ausdruck. Als ich den Brief gelesen hatte, konnte ich den Gedanken an eine Flucht aus der Gefangenschaft nicht unterdrücken. War es jetzt nicht meine Aufgabe, den Lieben zu Hilfe zu kommen? Doch was wäre das für ein Wahnsinn gewesen. Von Südfrankreich

aus hätte ich nur über die Schweiz oder über Spanien fliehen können. Wie sollte ich von dort aus in die Heimat kommen? War es nicht besser, auf die gnädige Führung des Herrn zu warten? Ich hatte noch keine Ahnung davon, dass mir weitere zweieinhalb Jahre Gefangenschaft beschieden waren. Ein Arzt, der mich untersuchte, stellte einen Fehler an einer Herzklappe fest und bewirkte meine Entlassung. Ich durfte aber nur in eine der Zonen der westlichen Besatzungsmächte reisen. So gab ich als Entlassungsort Hof an und dort die Bahnhofstraße 13. Ich dachte mir, dass es in Hof sicher solch eine Straße gab. Ich kam in ein Lager in Grenznähe. Dort bat man mich, in der amerikanischen Zone zu bleiben. Man bot mir sogar Arbeit in meinem gelernten Beruf an. Nein, mein Ziel war meine Heimat. Ich sehnte mich nach Ostdeutschland.

Nun wurde ein Transport zusammengestellt. Am Grenzübergang sollten wir russischen Posten übergeben werden. Wie klopfen da die Herzen! Als der Zug dort hielt, hörten wir nur ein: „Njet!“ Der Zug musste zurückrollen. Am zweiten Tag wiederholte sich dieses Spiel. Endlich, beim dritten Anlauf, wurden wir gnädig angenommen. Ein russischer Offizier und ein SED-Mann bestiegen unseren Wagen, um uns in der gerade erst entstandenen Deutschen Demokratischen Republik willkommen zu heißen. Der SED-Mann fragte uns, ob wir irgendwelche Fragen hätten. Ja, die hatten wir, nämlich ob es für uns noch eine Zeit der Quarantäne gebe. Die klare Antwort lautete: „Nein.“ Wir würden nach Leipzig gebracht, um dort auf ansteckende Krankheiten oder Ungeziefer untersucht zu werden. Es würde nur Stunden dauern, und wir hätten unseren Entlassungsschein in Händen. So wurden wir gleich mit einer Lüge empfangen. Uns erwartete eine vierzehntägige Zeit der Quarantäne. Man wollte uns politisch umschulen.

Ich hatte meiner Ruth mitgeteilt, dass ich nach Hause kommen würde. Doch sie wartete vergeblich auf mich. Dann rief sie eine ihrer Schwestern an, die in der Nähe von Leipzig wohnte. Diese fand mich in einer der dortigen Kasernen und besuchte mich.

Darauf bekam ich sogar ein paar Stunden Urlaub. Auf diese Weise konnte ich meinen Eltern und meiner Geliebten Nachricht über meine baldige Heimkehr zukommen lassen.

Aber Ruth ließ es keine Ruhe. Zwei Tage später wagte sie die Reise nach Leipzig. Ich versuchte erneut, für ein paar Stunden frei zu bekommen, doch das wurde abgelehnt. Was sollte ich nun tun? Ein Zimmerkollege, der sich in der Kaserne gut auskannte, zeigte mir eine Stelle der Mauer, die leicht zu überwinden war. Als es dunkel genug war, schlich ich mich dorthin. Die Steine bildeten dort kleine Stufen. Ein Sprung und ich stand auf der Straße, nicht weit von der Haltestelle der Straßenbahn entfernt. Ich fuhr als Schwarzfahrer mit der Bahn.

Die Szene des Wiedersehens kann ich nicht beschreiben. Eigentlich waren die Herzen voll; wir hatten uns so viel zu erzählen. Doch wir schauten zuerst einmal lange in die Augen des anderen, um uns an ihrem Glanz zu erfreuen. Die Schwägerin und ihr Mann hatten uns allein gelassen. Immer wieder musste ich ihr liebes Gesicht betrachten. Ich nahm aber auch wahr, wie schmal es geworden war. Das sollte sich nun aber in Zukunft ändern!

Plötzlich wurde sie aschfahl. Ehe ich hinzuspringen konnte, kippte sie vom Stuhl und lag vor mir auf dem Teppich. Was sollte ich nun tun? Ich fühlte ihren Puls, der ganz unregelmäßig ging. Schnell einen Becher Wasser geholt. Meinen Arm unter ihrem Kopf, bespritzte ich ihre Stirn mit Wasser und versuchte, ihr etwas zu trinken zu geben. Allmählich schlug sie die Augen auf und meinte, dass sie träumte, als sie mich sah. Offenbar hatte sie die Anstrengungen der letzten Tage und das Übermaß an Freude in diesen Augenblicken nicht verkraftet. Oder war der Druck, der auf ihr lag, weil sie mir etwas verschwiegen hatte, der Anlass zu dieser Herzattacke? Nur zögernd kam es ihr jetzt über die Lippen: „Ich weiß nicht, ob wir heiraten können.“ Ich war perplex! Sie fuhr fort: „Ich habe dir doch von meiner Schwester und ihren drei Kindern geschrieben. Ich habe meinem Vater, kurz bevor er heimging, versprochen, für sie zu sorgen. Ich fühle

mich an dieses Versprechen gebunden. Wenn du bereit bist, diesen Ballast mit in die Ehe zu nehmen, können wir heiraten, wenn aber nicht ...“ Nun schwieg sie und ihre Augen füllten sich mit Tränen.

Wir haben in dieser Nacht lange gebetet, und dann gab ich mein Ja. So haben wir kurz danach unsere Ehe gleich als kinderreiche Familie angefangen. Als unsere eigenen Kinder kamen, nahmen die zwei ältesten Brüder je eines der Kinder zu sich, und wir behielten den Jüngsten. Es war schmerzlich, diese Kinderschar auseinanderzureißen. Doch unser Herr hat ihre Wege gesegnet. Und das schwache Herz meiner Frau hat bis heute, bis ins hohe Alter, treu seinen Dienst getan.

5. BRAUTZEIT

Der Zweite Weltkrieg erreichte seine Endphase. Ich hatte noch einmal Urlaub bekommen. Nun sah ich meine Braut wieder, die einmal meine Frau werden sollte. Nachdem sie mir ihr Jawort gegeben hatte, blieben uns nur noch drei Tage Zeit, also nur wenige Stunden trauer Gemeinsamkeit. Dann mussten wir Abschied nehmen. Für meine Geliebte begann jetzt die Brautzeit getrennt von ihrem Bräutigam und für mich getrennt von meiner Braut. Würden wir uns je wiedersehen und die ersehnte Hochzeit feiern können? Was wir aber sehr wohl tun konnten: Wir konnten füreinander beten. Wir malten uns die Zukunft in Gedanken sehr schön aus. Ab und zu konnten wir einander Briefe schreiben. Es waren immer bewegende Augenblicke, wenn ein Brief ankam. Nicht selten wurde er mit Tränen benetzt. Die Briefe halfen über die misslichsten Situationen hinweg, besonders mir als Gefangenem und ihr bei all den aufreibenden Aufgaben und Pflichten, die sie wahrzunehmen hatte. Wie sehr sehnten wir uns beide nach der Hilfe des anderen und dem Austausch miteinander. In Gedanken beschäftigten wir uns immer mit der Vorfreude meines Heimkommens und der darauffolgenden Hochzeit.

Doch die Zeit der Trennung musste bewältigt werden. Immer mal wieder gab es Aussicht auf meine Entlassung, doch jedes Mal zerschlug sie sich. Mein Los als Gefangener empfand ich als immer drückender. Wenn da die Hoffnung nicht gewesen wäre! Viel bedrückender und notvoller jedoch war es für meine Braut, die daheim auf mich wartete. Wir konnten nicht mal eben telefonieren. Sie konnte mir ihre Kümmernisse auch nicht schriftlich mitteilen. Die Briefe waren ja meistens drei bis vier Wochen unterwegs. Das verstärkte den Wunsch und die Sehnsucht nach dem baldigen Kommen des Bräutigams.

Einmal schrieb ich ihr, dass unser erster Weg nach meinem Heimkommen der zum Standesbeamten sei, um den baldmöglichsten Trautermine festzumachen. Wir beide wollten mit der Hochzeit nicht mehr lange warten. Ich schrieb ihr: „Weißt Du, wir brauchen kein großes Fest. Ich gehe in den Wald und suche ein paar Pilze. Wir brauchen nur ein paar Steinpilzschnitzel, wenn wir auf dem Standesamt waren; und die Katze hinter dem Ofen merkt nicht, was gespielt wird.“ Doch da hatte ich die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Sie teilte mir daraufhin mit, dass ihre Geschwister damit nicht einverstanden wären. Ihr ältester Bruder, der neben seiner Arbeit auf dem Schacht noch eine kleine Landwirtschaft betrieb, wollte in dieser Sache aktiv werden. Das würde sicher spannend werden, wenn ich wieder zu Hause war.

Endlich, endlich war es so weit. Mit dem Entlassungsschein in der Tasche musste ich mich beim Landkreisamt zurückmelden: „Wieder so ein Kriegsverbrecher!“, wurde ich dort empfangen. Wie weh das tat! Wenn sie mir wenigstens eine Arbeit angeboten hätten. Die Fabrik, wo ich früher gearbeitet hatte, war von den Russen ausgeräumt worden. Es gab wohl nur die Möglichkeit für mich, in den Schacht einzufahren und unter Tage mühsam mein Brot zu verdienen. Ich hätte mir etwas Besseres gewünscht als den beständigen Entzug des Sonnenlichts. Ich habe mir damals nicht träumen lassen, dass das fünfundzwanzig Jahre lang mein Los sein sollte ...

Wie sollte es nun mit unserem Eheversprechen weitergehen? Die sechs Geschwister meiner Braut, die noch lebten, wollten ihre jüngste Schwester nicht sang- und klanglos in die Ehe entlassen. Es war Ende Juli. Nach meinen Vorstellungen sollte der Trautermin spätestens Mitte August sein. Nein, nein, so würde das nicht gehen. Der älteste Bruder, dessen einziger Sohn im Krieg gefallen war, wollte das Hochzeitsfest in seinem Haus ausrichten. Das könnte aber erst im Herbst geschehen. Er hatte zwei Kühe. Eine davon hatte gekalbt. Der junge Ochse sollte den Festbraten geben. Doch der müsste mindestens noch ein Vierteljahr gemästet werden. Was nun? Ich hatte keine andere Wahl, als mich dem Familienrat zu beugen.

Es war eine lange und schwere Zeit des Wartens. Schließlich konnten wir uns einig werden, dass die Hochzeit Ende Oktober stattfinden sollte. Endlich war es so weit! Es war eine wunderschöne Hochzeit. Über diesem Tag und auch über unserem ferneren Leben stand der Text, den ein Bruder für uns gewählt hatte: „Und siehe, ich bin bei euch alle Tage bis zur Vollendung des Zeitalters.“ Wenn wir auf unsere lange Ehe zurückschauen, können wir nur sagen, dass der Herr uns immer nahe war.

Die Bibel, das Wort Gottes, gebraucht die Ehe als Bild für Christus und seine Gemeinde. Die Ehe in diesem Licht zu sehen, macht sie zu einem Edelstein, vergleichbar den Edelsteinen, die wir bei der Arbeit unter Tage oft fanden, mitten unter totem Gestein. Doch was kann Gott nicht alles aus solch einem Edelstein machen! Wenn wir durch das Blut des Christus gewaschen und von neuem geboren sind, zur Braut des Lammes gehören, dürfen wir auf das Fest der Hochzeit im Himmel warten.

Jetzt sind wir gleichsam noch wie Gefangene in fremdem Land. Es gibt noch so viele Nöte und Widerwärtigkeiten. Gut, dass wir die Hoffnung auf sein Kommen haben und uns an den „Liebesbriefen“ seines Wortes erfreuen dürfen! Wir dürfen uns fest auf seine Verheißung stützen: „Siehe, ich komme bald.“ Wir hatten damals kein Telefon, um miteinander zu kommunizieren. Unse-

ren himmlischen Bräutigam dürfen wir im Gebet immer wieder anrufen, und Er erhört uns!

Ich musste damals, als ich nach Hause gekommen war, noch Wochen warten, bis wir völlig eins sein konnten. Unser Herr wird kommen, um uns zu sich zu nehmen, wenn auch noch einiges geschehen wird, bevor die Hochzeit stattfinden kann. Vor allem werden wir zuvor am Richterstuhl noch bräutlich geschmückt werden. Zu unserer Hochzeit damals waren viele Gäste gekommen. Wer wird alles zu den Hochzeitsgästen im Himmel gehören? Es sind vor allem die Gläubigen des Alten Testaments, die ja nicht ohne uns vollkommen gemacht werden (Hebräer 11,40). Sie werden teilhaben an unserer Freude und damit am Triumph dessen, der uns geliebt und uns durch sein Blut passend gemacht hat für diese wunderbare Stellung als seine Braut. Dafür sei auch jetzt schon sein Name erhoben und gepriesen.